

ries with emotional attachments are shared among Hong Kong people and their stories and narratives were built into the architectural spaces, where symbolic events took place during British colonization. But the colonization history education intentionally trained the citizens to become economic animals, who tended to be cold and aloof toward political and public issues. Although social movements in the 1970s are widely labeled as the watershed of the development of local civic awareness, it was not until the Tamar development project in early 2000s, when civic engagements and protesting activities have considerably risen. The Tamar project has served as a ladder of public participation for the Hong Kong populace. Since 2007, protests and silent sittings against the demolition of the Stars and the Queen piers have grown significantly and they were escalating in concert with other political events that had also disappointed the populace (e.g. scandals of the candidates during governor election). In the Stars and Queen protests, citizens created innovative actions to gain larger resonance from the society and successfully forced the government to take action. One of the interview findings is interesting. The younger generation, which has relatively fewer memories, i.e. emotional attachment to the Piers, expressed stronger determination and participated more actively in the protest, whereas the elderly with more memories of the piers, showed calm and cold attitude. Nevertheless, with all the efforts against the demolition, the decision of demolition couldn't be changed.

The removal of the two piers is regarded as the symbolic attempt of decolonization after Hong Kong's handover. But it can't remove the built-in narratives and memories of the space. As the author concludes: colonial legacy is the ultimate hindrance to decolonization. To remove the piers which bears the hidden memory of anti-colonial suppression, the act to demolish them is even an act of neo-colonialism.

This book might not fit the expectations for classical social science research, but the interesting narratives and arguments presented by the author can probably be representative for Hong Kong's current democratic movements (e.g. Occupy Central in 2014 and the Fish Ball Revolution during spring festival 2016 in Mong Kok).

Finally, typos and inconsistency of text layout are a bit frequent. Three obvious examples are listed here: (1) the numbering of the research questions has been mistakenly ordered and resulted in inconsistency of presentations on page 35 and 178. (2) on page 73 "Diaoyutai" is mistyped as "Diayutai". (3) The final sentence of the book seems to be incomplete.

Weijing Le

**Rou-jin Chen 陳柔縉: From Taiwan to the World and Back. A Memoir of Ambassador Fu-chen Lo 榮町少年走天下: 羅福全回憶錄**

Taipei: Avanguard 2015. 479 S., 600 NTD

Wer sich über die Geschichte Taiwans informieren will, ohne des Chinesischen mächtig zu sein, dem steht mittlerweile eine ganze Reihe an leicht zugänglichen, gut lesbaren und anregenden Werken zur Verfügung. Dem einzigen deutschsprachigen Werk auf diesem Gebiet, nämlich Oskar Weggels „Die Geschichte Taiwans“ (1991/2007), stehen gleich mehrere englischsprachige Bücher gegenüber, und zwar nicht nur Gesamtdarstellungen (etwa Jonathan Manthorpes „Forbidden Nation: A History of Taiwan“ (2005/2009), das von Murray A. Rubinstein herausgegebene „Taiwan: A New History“ (1999/2007) oder Hung Chien-chaos „A New History of Taiwan“ von 2011), sondern auch solche, die sich bestimmten Perioden widmen, etwa David Blundells (Hg.) „Taiwan Since Martial Law: Society, Culture, Politics, Economy“ (2012) oder John Robert Shepherds (Hg.) „Statecraft and Political

Economy on the Taiwan Frontier 1600-1800“ (1993). Auch John F. Coppers sehr hilfreiches „Historical Dictionary of Taiwan“ (Republic of Taiwan), das 2015 in der vierten Auflage erschien, sei in diesem Zusammenhang noch einmal erwähnt (vgl. ASIEN 137).

Wer sich speziell für die neuere Geschichte Taiwans (etwa ab 1895, dem Beginn der japanischen Herrschaft) interessiert, der kann auch auf entsprechende Biografien bzw. Autobiografien zurückgreifen, deren größter Vorteil darin liegt, dass sie oft Details des Alltagslebens o. ä. schildern, für die in den Standard-Geschichtswerken meist kein Platz ist. Genauso verhält es sich in dem hier zu besprechenden Buch, der von der Autorin und Kolumnistin Chen Rou-jin 陳柔縉 aufgezeichneten Autobiografie von Lo Fu-chen 羅福全, dem ehemaligen Repräsentanten der Republik China in Japan. Seine wechselvolle Lebensgeschichte präsentiert der 1935 in Chiayi Geborene in recht lockerer Anekdotenform, so dass kaum eines der 66 Kapitel länger als acht Seiten ist. Die zahlreichen Fotos lockern den Band, dessen Originalfassung 2013 erschien, zusätzlich auf.

Schon in Los frühester Kindheit werden die Weichen seines Lebens umgestellt, als er noch vor seinem ersten Geburtstag von seinem Onkel adoptiert wird, der selber kinderlos ist und daher getreu den damals üblichen Bräuchen den jüngsten Sohn seines Bruders zu sich nimmt. Los neue Familie ist recht wohlhabend und bleibt es auch, obwohl ihr Oberhaupt bald verstirbt. 1941 geht Los Adoptivmutter, eine für die damalige Zeit außergewöhnlich tatkräftige und selbstständige Frau, mit dem Sechsjährigen und seiner achtmaligen (ebenfalls adoptierten) Schwester nach Japan, weil sie ihnen eine bessere Ausbildung zuteilwerden lassen will. Ende 1944 erlebt Lo das japanische Gegenstück zur deutschen „Kinderlandverschickung“, wird aber kurz vor Kriegsende von seiner Mutter zurück nach Tokio geholt. Bald besucht Lo nicht nur wieder die Schule,

sondern auch einen Mandarin-Kurs, der von der lokalen Taiwanischen Vereinigung angeboten wird und der ihm nach seiner Rückkehr auf die nun von der Republik China kontrollierte Insel im Frühjahr 1946 gute Dienste leisten wird – denn nun ist er der einzige in seiner Klasse, der die Chinesische Standardsprache bereits in Grundzügen beherrscht. Lo betont, dass er während seiner Zeit in Japan niemals diskriminiert wurde (S. 96).

Die Kapitel 13 und 14 schildern die Ereignisse in Chiayi rund um die inselweiten Ausschreitungen nach dem 28. Februar 1947, in deren Folge sogar der erst 12-jährige Lo von einer Polizeistreife aufgegriffen wird und eine Nacht auf der Wache verbringen muss (und zwar auf einer Tischtennisplatte) – die Familie wird aber glücklicherweise nicht direkt in Mitleidenschaft gezogen. Nach seinem Schulabschluss entscheidet Lo sich aus patriotischen Gründen – das von Kuomintang installierte Bildungssystem zeigt Wirkung – für ein Wirtschaftsstudium an der Nationaluniversität Taiwan (S. 133). Nach seinem Abschluss leistet Lo seinen zweijährigen Wehrdienst bei der Marine ab, über den er sich jedoch völlig ausschweigt; anschließend geht er zurück nach Japan, um sein Studium fortzusetzen – zuvor muss er aber noch einen obligatorischen „Benimmkurs“ absolvieren, mit dem die Regierung verhindern möchte, dass die Studenten das nationale Ansehen im Ausland beschädigen (S. 156). Bei einem Kurzbesuch in seiner Heimat 1961 empfängt ihn ein Freund völlig entsetzt – „Warum kommst du hierher?“ (S. 170) Schließlich hat der „Weiße Terror“ Taiwan um diese Zeit immer noch fest im Griff, und viele von Los Freunden sind aus nichtigen Gründen im Gefängnis verschwunden. Einige von ihnen, die mit der „Tyrannei der Kuomintang unzufrieden waren“ (S. 171), unter ihnen auch Lo, hatten im Sommer zuvor ein Treffen abgehalten – jedoch ohne zuvor eine Genehmigung einzuholen, wie es während des Kriegsrechts für Versammlungen mit mehr als drei Personen eigentlich erforderlich war. Die

Atmosphäre ist so bedrohlich, dass Lo seine Heimat schnell wieder verlässt – und erst 31 Jahre später wieder zurückkehrt.

1963 wechselt der mittlerweile verheiratete Lo zum PhD-Studium in die USA und nimmt ein Jahr später erstmals an einem Protest in Washington teil, auf dem die Unabhängigkeit Taiwans gefordert wird. Hier knüpft er Kontakte zur Vorläuferorganisation der WUFI (World United Formosans for Independence) – die allerdings selbst in den USA niemals mehr als 200 Mitglieder hatte (S. 214). Die Kuomintang sah in dieser Vereinigung absurderweise kommunistische Umtriebe am Werk und hetzte ihr deshalb ab und zu Schlägertrupps auf den Hals, denen auch Lo einmal in die Hände fiel (S. 217). 1964 landet sein Name auf der berüchtigten „Schwarzen Liste“ der unerwünschten Personen in der Republik China, und so wird er 1973 US-Bürger. Der neue Pass ermöglicht ihm eine lange Karriere bei den Vereinten Nationen, für die er bis zum Jahr 2000 in diversen Positionen und Ländern arbeitet. Unter dem neuen Präsidenten Chen Shui-bian übernimmt Lo ab 2001 für vier Jahre das Amt des Repräsentanten der Republik China in Japan; 2007 setzt er sich endgültig zur Ruhe.

Nicht nur Los Schilderungen des Alltagslebens während der japanischen Periode und interessante Details wie die (leider recht kurzen) Ausführungen in Kapitel 5 und auf S. 146 über die Vermischung von Taiwanisch und Japanisch machen die Lektüre lohnend, sondern auch viele andere Details über seine Erfahrungen in Japan und seine Bemühungen als Unabhängigkeitsaktivist.

Das gesamte Buch hindurch lässt Lo immer wieder durchblicken, dass er schon seit frühester Kindheit auf gleich mehreren Gebieten sehr begabt war und dass er stets mit bedeutenden Persönlichkeiten in Kontakt stand – und das dürfte den Leser mitunter etwas enervieren. Ein weiteres Manko ist der fehlende Index; auch hätte man sich an manchen Stellen doch etwas mehr Details gewünscht, beispielsweise bezüglich der

Aktivitäten der WUFI. Dennoch ist Los Buch insgesamt für alle empfehlenswert, die sich für die neuere Geschichte Taiwans interessieren und denen beispielsweise schon Kang-i Sun Changs „Journey Through the White Terror: A Daughter's Memoir“ (zweite Auflage 2013) zugesagt hat.

Thilo Diefenbach

### **Daniel Leese: Die chinesische Kulturrevolution 1966–1976**

München: Beck, 2016. 127 S., 8,95 EUR

Daniel Leese hat sich zum Ziel gesetzt, durch eine umfassende Historisierung der Mystifizierung und Instrumentalisierung der Kulturrevolution entgegenzuwirken. Zunächst stellt er fest, dass unter dem Schlagwort „umfassende Verneinung“ der Kulturrevolution durch die Partei nach 1981 eine geografische und zeitliche Differenzierung der Verantwortlichkeiten unterbunden wurde. Als Folge konnte Opfer- und Täterstatus nicht überzeugend definiert werden. Zudem sei auch die Erinnerungsliteratur von der städtischen Bevölkerung dominiert, während wir über die Erfahrungen der Landbevölkerung wenig wissen. Die Partei ließ in den 1980ern die Lokalgeschichte neu schreiben, nicht um die Kulturrevolution lückenlos aufzuklären, sondern um die Loyalität der lokalen Kader zur neuen Führung zu evaluieren. Für die Partei sei die Kulturrevolution noch zu sehr Gegenwart, um eine offene Debatte zuzulassen. Die KPCh fürchte heute die Bewegung immer noch als Bezugspunkt für alternative Organisationsformen und charismatische Führer. Insgesamt schätzt Leese, anknüpfend an Andrew Walder, die Todesopfer der Kulturrevolution auf 1,5 bis 1,8 Millionen Menschen.

Leese übernimmt die offizielle Periodisierung der Kulturrevolution von zehn Jahren (1966–1976). Er differenziert aber zwischen einzelnen Phasen: Die Phase, als Massen eigene Organisationen bilden durften und die Lenkungsfunktion des Parteiapparates teil-